

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

26

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Rochereuil war in strenger Einzelhaft, die nur unterbrochen wurde durch die Besuchserlaubnis, die der Unterpräfekt ihm und seiner Mutter nicht abzuschlagen gewagt hatte.

Frau Rochereuil brachte ihrem Sohne Bücher, die er zu lesen wünschte, in das Gefängniß. Heimlich steckte sie ihm Zeitungen zu, denn die Leute, welche mit der Gefängniß-Ordnung und ihrer Ueberwachung betraut sind, verbieten geru die Zusendung von Zeitungen, selbst von solchen wie der „Moniteur“ oder andere Blätter, die unter dem ersten Kaiserreich erscheinen durften. Die Gründe dafür sind niemals bekannt geworden, aber die Sache ist so. Frau Rochereuil verbarg die chiffirten Briefe bei sich, die Pierre ihr gab, um sie seinem Bruder anzuhändigen. Sie brachte Pierre auch die Antworten. Beim Eintritt und beim Verlassen des Gefängnisses durchsuchte man sie. Die Frau eines Prosofen befühlte sie mit ihren unsauberen Händen. Wenn die Briefe gefunden wurden, setzte sie sich der Pein aus, von einem Descoffes verhöhnt, beleidigt und gedehnmüthigt zu werden. Einmal nöthigte man sie, in das Zimmer von Frau Descoffes einzutreten, wo sie von zwei Weibern vom Kopf bis zu den Füßen entkleidet wurde. An diesem Tage trug sie glücklicherweise weder Briefe noch Zeitungen bei sich. Der Gefängnißinspektor stammelte einige Entschuldigungen. Sie antwortete nicht. Was lag ihr daran!

Die größten Beleidigungen hätten sie gleichgiltig gelassen; sie hätte sie nicht einmal beachtet. Wenn sie ihrem Sohn einen Augenblick der Freude verschafft hatte, wenn sie einem seiner Wünsche zuvorgekommen war, wenn sie ihn endlich heiter und in besserer Stimmung als am Tage vorher verließ, dann dachte sie nicht an das, was es sie etwa kosten konnte. Trug sie nicht ihren Trost, ihre Belohnung mit sich fort?

Seit einigen Tagen hatte Frau Rochereuil eine Veränderung in dem Wesen Pierre's bemerkt. Er schien eher stark beschäftigt als gelangweilt zu sein, und oft war er zersirent oder in so angestrengtes Nachdenken vertieft, daß ihn die Anwesenheit seiner Mutter nicht einmal abzulenken vermochte. Bald aber wurde er wieder er selbst und sprach leichter und heiterer als sonst. Frau Rochereuil hätte darauf schwören mögen, daß diese Heiterkeit erkünstelt war, und sie verstand sich gewiß darauf.

In dem Augenblick, als sie das Gefängniß verließ, hatte er sie herzlicher geküßt und umarmt als gewöhnlich. An dem Abend, als sie sich diese Thatfache eingestand, küßte sie sich bis ins Herz getroffen. Sie konnte einen Gedanken, der ihr unaufhörlich durch den Sinn ging, nicht los werden. In dieser Umarmung scheint Pierre mich im voraus um Verzeihung bitten zu wollen wegen des Kummer's, den er mir verursachen wird.

Da beobachtete sie ihren Sohn Louis wie eine Spionin und überwachte ihn in jeder Minute. Sie merkte sich jedes seiner Worte; sie notirte sich die Stunden, in denen er von Hause abwesend war, sie achtete auf jede geringste Bewegung, auf die leiseste Veränderung in seinen Zügen. Aber Louis, dem sein Bruder mit bezug hierauf hundertmal die genauesten Vorschriften gemacht hatte, war sehr vorsichtig und fiel nicht in die kleinen Fallen, die ihm gelegt wurden. Er beschäftigte sich nur scheinbar mehr und war geräuschvoller als sonst. Das war seine Art, sich zu verstellen.

Als er an dem Abend, da die Mitglieder des Aktionskomitees der „blauen Brüder“ sich in Juliette's Zimmer versammelt hatten, überrumpelt worden und gezwungen war, unverzüglich den Anordnungen des Italieners zu folgen, hatte er nicht daran gedacht, seine Mutter zu benachrichtigen, was er sonst stets that, wenn er spät nach Hause kam. Er war fort und etwa eine Viertelstunde auf dem Platze spazieren gegangen. Juliette Lesfrancois, die Frau Rochereuil sehr wohl kannte, war ihm dort begegnet. Sie hatten einige Worte gewechselt und sich dann schnell entfernt.

Das war Frau Rochereuil sonderbar erschienen. Als

Louis zur gewohnten Stunde nicht nach Hause kam, ging sie nicht schlafen. Er kam erst gegen 1 Uhr morgens.

„Wie, Mutter“, sagte er, „Du hast auf mich gewartet? Das ist nicht gut! Du wolltest mich strafen, weil ich Dich nicht benachrichtigt hatte.“

„Du hast Fräulein Lesfrancois heute Abend gesehen, Louis?“

„Ja, das Wetter war so schön. Da sind wir lange spazieren gegangen. Ich habe sie bis zu ihrem Hause begleitet und mich wahrhaftig beim Plaudern mit ihr veripäpät.“

„Höre, Louis“, sagte Frau Rochereuil mit bewegter Stimme. „Ich will Deine Geheimnisse und die Deines Bruders, die Euch vielleicht nicht allein gehören, nicht wissen; aber meine lieben Kinder, ich habe eine Bitte, eine einzige. Ich bin stark, ich bin muthig, davon seid Ihr Beide überzeugt. Wohlan, wenn Ihr im Begriff seid, etwas zu unternehmen, wenn Ihr in Gefahr schwebt, dann bitte ich Euch, benachrichtigt mich vorher. Ich werde nicht weinen, wenn ich Euch unarme, meine Hand wird nicht zittern. Fürchtet nichts von mir! Aber sagt mir die Wahrheit, sagt sie mir! Ich bin zu Erbe mit meiner Kraft; die schreckliche Angst, in der ich lebe, tödtet mich. Louis, ich beschwöre Dich, schreibe es Deinem Bruder; ich habe nicht den Muth, mit ihm davon zu sprechen.“

Louis Rochereuil senkte das Haupt.

„Ich werde es thun, Mutter,“ antwortete er faust.

### XVIII.

Beglaubigte Abschrift eines Briefes von Herrn Drault, Untersuchungsrichter am Gerichtshofe von Poitiers, an den Herrn Herzog von Kovigo, kaiserlichen General-Polizeiminister.

Poitiers, im Oktober 1813.

Herr Minister!

Ich erlaube mir, Ihnen diesen Brief in anbetracht seiner Dringlichkeit direkt zu übersenden. Die Aushändigung auf dem Wege durch Ihre Bureaus währt so lange, daß ich geglaubt habe, in diesem Falle die amtliche Ordnung einmal durchbrechen zu dürfen. Ich werde übrigens eine Abschrift dieses Berichtes dem Herrn Generalprokurator von Poitiers übergeben, der ihn Sr. Excellenz dem Herrn Obergericht aushändigen wird.

Seit der Abreise des Herrn Degrange, dieses hervorragenden Beamten Ihrer Verwaltung, den Ev. Excellenz mir gnädigst zur Verfügung stellen, ist bis zu den letzten Tagen nichts geschehen, was werth wäre, vermerkt zu werden und Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Am letzten Montag jedoch hat der Agent, den Herr Degrange in Poitiers zurückgelassen, mich von einem ziemlich ernstern Vorfall benachrichtigt.

Fünf in der Stadt unbekannte Individuen, gut gekleidet, aber von verdächtigem Aussehen, waren in einer Postkutsche beim Hotel des Trois-Piliers angekommen. Sie hatten sich dort zum Essen aufgehalten und angeordnet, daß ihnen besonders servirt wurde. Sie sprachen leise miteinander und schwiegen, sobald der Kellner des Hotels sich ihrem Tische näherte.

Nichts desto weniger hatte man einige verfängliche Worte auffangen können. Schließlich hatte der Kellner bemerkt, daß einer von ihnen, der der Führer zu sein schien und zufällig seinen Reisemantel öffnete, bewaffnet war. Als er sich von der Tafel erhob, befahl er einem seiner Gefährten, Postpferde zu holen.

Der Agent wurde von der Anwesenheit dieser verdächtigen Männer durch einen der Pensionäre des Hotels benachrichtigt, einen Herrn Tribot, Kaufmann aus Paris, den seine Geschäfte hier zurückhalten, und mit dem er geschickt Bekanntschaft angeknüpft hat.

Ich ließ augenblicklich den Kapitän der Gendarmerie rufen, der sich persönlich nach der Post begab, um sich dort zu erkundigen. Die fünf Menschen waren schon abgereist; sie fuhren nach Paris zu. Auf der Post wie im Hotel war man von ihrem sonderbaren Auftreten überrascht gewesen. Sie schienen es sehr eilig zu haben und bezahlten doppeltes Trinkgeld.

Der Kapitän stieg mit sechs entschlossenen Leuten zu Pferde

und machte sich an die Verfolgung des Postwagens. Vorher schickte er einen sehr tüchtigen Berittenen ab, der die Umgegend vorzüglich kennt und schärfte ihm ein, möglichst Nichtwege zu benutzen und so, wenn möglich, die Unbekannten vor Chatellerault einzubolen. Es sind bis dahin zehn Meilen auf der Chaussee und nur sieben auf dem Nichtwege. Der Gendarm ritt sein Pferd fast zu Schanden, aber er kam an, und als die Unbekannten sich einstellten, benachrichtigte der Postmeister sie, daß sie vor Ablauf von zwei Stunden keine Pferde bekommen könnten. Sie schienen dadurch sehr unangenehm berührt und erkundigten sich, ob man ihnen nicht in der Stadt zu gleichviel welchem Preise die Mittel verschaffen könnte, ihre Reise sofort fortzusetzen. Der Postmeister antwortete ihnen, am nächsten Morgen würde dies sehr leicht möglich sein, aber zu dieser Stunde der Nacht könnten sie nichts Besseres thun, als geduldig warten. Darauf begann der eine ganz schrecklich zu fluchen. Er fragte den Postmeister, ob dieser sich über ihn lustig mache und bedrohte ihn sogar. Vielleicht hätte er sich selbst zu einer Gewaltthat hinreißen lassen, wenn einer seiner Gefährten ihn nicht zurückgehalten und lebhaft und leise mit ihm gesprochen hätte. Alle diese Einzelheiten finden sich in dem Bericht der Gendarmarie aufgezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Als der junge Ulrich Hutten unter Mühfal und Aufregungen durch die deutschen Lande wanderte und noch dazu von einer Krankheit geplagt wurde, die in der ganzen ehrbaren Welt für schimpflich und geheim erklärt wird, da konnte er auf die Frage, wer er denn eigentlich sei, keine Antwort geben. Er hatte kein Zehrgeld aufzuweisen, noch wußte er recht, wo er Herberge erhalten werde. Er war zu einer Zeit, da Jeder und Jegliches nach Würde, Titel, Amt und Zunft sorgsam verzeichnet wurde, ein entwertheter Mann. Der erste Mensch großen Stils, der von sich sagen konnte, er sei „der Niemand“. Ein fahrender Dichter und Zeitungsschreiber, in der heißen Seele ein Rebell. Vom Geschlecht der Niemande! Und damals gab es noch nicht einmal, wie in unserem dreifach gepriesenen und hoch entwickelten Zeitungswesen, den selbständigen, beamteten Redakteur, der doch gewissermaßen auch eine ernste Obrigkeit darstellt und dafür sorgen muß, daß keine Windbeutelerei und keine Keckerei sich in seinem Theil einschleiche.

Die mittelalterlichen Regeln waren damals zerprengt. Eine neue geistige Welt meldete sich an und der wiedergeborene Geist bildete Menschen, die vom Geschlecht der Niemande waren; die weder mit dem Geld im Saak klumpen konnten, noch irgend welchen beglaubigten Stempel herumreichen konnten. Sie mußten sich furchtbar traurig vorgekommen sein, diese Leute ohne Ausweis und Diplom.

Heutzutage lacht der aufgeklärte Mensch von liberaler Gesinnung, selbst wenn sie himmelblau nationalliberal schillert, über die Schrullen jener armfeligen, in Zunftbegriffen erklärten Epoche. Wir kennen heutzutage die liberalen Berufe, wir haben Freizügigkeit und selbst im fernen Spanien drunten haben die Kellner leghin sich die Bartfreiheit erobert. Schon Leopardi sagt in einer seiner bissigsten Satiren, daß wir mit Refenschritten vorwärtsgehen und daß wir demnächst werden „Bärte tragen ellenlange“. Aber Leopardi war ein kranker, galliger Dichter.

Wenn also auf diese Weise die Bestimmungen frei und unfrei sich verwischen, wie soll man in Zukunft noch unterscheiden, wie soll man die Menschen nach Stand, Art und Beschäftigung, sondern, wie soll man das tiefinnerliche Bedürfnis der Menschen nach Uniformierung und Reglementierung befriedigen? Schon lange haben die sinnenden Gelehrten, denen undiplomirte oder unabhempelte Menschlichkeit immer ein Greuel war, über diese Frage nachgedacht. Man bedauert, daß die alten Kleiderordnungen schwinden. Man hat in Gebirgsgegenden sogar Vereine zur Erhaltung bäuerlicher Sondertrachten gebildet. (Wenn man vornehm sein will, sagt man Nationaltracht.) Und solche kunterbunte Auflösung, solche nichtswürdige Demokratie sollten jene Leute billigen, die vor tiefem Respekt erschauern, wenn sie daran denken, wie herrlich weit wir's in der Gegenwart gebracht haben? Wir leben in einer militäristischen Epoche. Ist das nicht im logischen Sinn ein Widerspruch, daß im Militarismus jeder streng geregelt sein Abzeichen, das sichtbare Merkmal seines Wesens und Werths trägt, und daß andererseits ein wildes Wirrwal unter den Menschen besteht ohne Gradbezeichnung, ohne Etikettierung?

Als der oberste Feldmarschall der Heißarmee, Herr Booth in London, in aller Welt zum Sammeln wider das Laster blies, da wußte er, was er that, als er seine Leute nach Soldatengraden eintheilte. Dieser merkwürdige Mann, der durchaus nicht wie ein Mystiker erschien, als wir ihn hier in Berlin in der Nähe sahen, erwies sich nicht gerade als ein tiefer Geist, aber als schlauer Menschenkenner.

Ein Cäsar, ein oberster Befehlshaber kann nicht jeder sein; das

Gemüth, das sich der verdamnten Bedürfnislosigkeit anbequemt hat, wird die geringere Auszeichnung schon mit dankbarer Genugthuung begrüßen. Darum hat Minister Boffe diese dankbaren Gemüther so innig begriffen, als er neulich im Reichsanzeiger das Preisanschreiben wegen der sogenannten Ehemedaille erließ. Die Medaille im allgemeinen war eine Nothwendigkeit in unserer Zeit. Die Medaille ist ein wichtiger Ersatz in dem Widerspruch zwischen dem Geist des Militarismus und der wüsten Unordnung im Zivilleben. Sie löst diesen Widerspruch nicht völlig, aber sie hebt ihn zum Theil auf. Mögen die Mißblätter nur ihren wohlfeilen Spott mit der Ehemedaille treiben; das muthwillige Volk begreift nicht, daß sie dem Würdebewußtsein und Würdebedürfnis entgegen kommt. Wer wird gern der Niemand sein wollen und sich als räudiges Schaf in die Ecke vertreiben? Sie ist ein Ansporn zur inneren Reglementierung, die Medaille, wenn dies Abzeichen allgemeinere Geltung gewinnt, wenn sie gleichsam zur weit kenntlichen Bestätigung des geregelten, soliden Lebenswandels wird. Es giebt äußere Prämien genug, die in der Regel jeder Gemeinbediener erhält, wenn er dreißig Jahre oder länger sein Amt geübt hat. Darum wird ein Dorfpolizist, der nach langen Dienstjahren keine Medaille erhält, diesen Verlust gerade als Kränkung, als Strafe ansehen. Das sind thörichte Späßer, die da meinen, der Begriff Medaille verliere an Werth, wenn die Medaille, wie Herrn Boffe's „Eheabzeichen“, im Ueberfluß auftauche. Sie unterschätzen eben die negative, erzieherische Seite der Medaillenfrage. Wenn beispielsweise nur der kirchlich Getraute die Medaille erhält, wird der kirchlich Getraute nicht schon dankbar eine höhere Selbstbewerthung verspüren? Nur ein bössartiger Sozialdemokrat oder sonst jemand, der entrechtet außerhalb der Gesellschaft lebt, kann das leugnen. Und selbst wenn die Ehemedaille an Fromme und Unfromme ohne Wahl vertheilt wird, ist sie ebenfalls ein Sonderzeichen und kann jeden mit stolzer Genugthuung erfüllen. Er darf als Familienvorstand über den ganz armen Teufel der Niemandem vorzustehen hat, oder über den selbstsüchtigen Tropf, der die Familie als sittlichen Faktor in der Gesellschaft nicht voll anerkennt, immer noch in selbstbewußter Würde hinwegsehen. Die Medaille ist wirklich ein geistiger Ausdruck unserer Tage. Das Geschlecht der Niemand soll es empfinden, was es heißt, ohne Medaille, ohne Stempel und Diplom durch die Welt zu kommen. Wenn ein Parta der bürgerlichen Gesellschaft, ein verzagter und verzweifelter Junggeselle sich ansieht, zur Grube zu fahren, dann soll ihn eine Ahnung davon beschleichen, was in den Worten steckt: Verdorben, gestorben.

Verdorben, gestorben, das war auch das Grundthema, das kürzlich aus Anlaß einer Tragödie in der honneten Welt Italiens angeschlagen wurde. Eine Schriftstellerin, Komtesse Lara, war ermordet worden. Der Fall ist bekannt und lag gewiß einfach genug. Komtesse Lara gehörte zu den deklaffirten Frauen. Eine Geschiedene? Schon hier wittert die Bourgeoisempfindung etwas Reglementwidriges. Schon hier wird sie unzulässig. Frau Lara war also von ihrem Mann getrennt, aus ihrer Klasse geworfen worden und gewann ihren Lebensunterhalt selbständig. Sie schrieb Aufsätze, Skizzen und Novellen für die Zeitungen; wer's versteht, weiß, daß es ringen heißt und für eine Frau zumal, um so durchzukommen. Die Dame war jung und interessant, sie hätte es wirklich bequemer haben können, wenn sie sich je hätte verkaufen wollen. In ihrem Lebenskampf war sie im höchsten Sinne tapfer und sittlich; über das Recht ihrer Liebe glaubte sie frei verfügen zu können. Am Ende konnte sie doch den strengen Sittenrichtern lachend erwidern: Ihr habt mich aus Euren Reihen gejagt. Was kümmerl's Euch, wenn ich meine Liebe schenke? Die alternde Komtesse verliebte sich zum Schluß in einen nichtswürdigen Kumpan, den „Maler Pierantoni“. Wiederum deklamirte die Neummalweisen das Sprüchlein, ein edles überlegenes Weib muß solches Subjekt durchschauen. Die verdamnte leidenschaftslose Abstraktion aller Korrekten und aller Heuchler. Komtesse Lara war eben verliebt, und wie alternde Frauen leicht zu sein vermögen, besonders schwach in ihrer Liebe. Es geht übrigens alternden Männern nicht um ein Haar besser. Mit Zuhälterinstinkten benutzte Pierantoni die Schwäche des Weibes, um Geld von ihm zu erpressen. Das Weib gab und gab, so gut es konnte. Aber als geistige Arbeiterin konnte sie doch nicht für die Gier Pierantoni's genug Geld erwerben, und in einem Anfall von Erbitterung und Grausamkeit ermordete sie dieser Pierantoni.

Wie tief bürgerliche Klassenvorurtheile wurzeln können, bewies der Gerichtsprozeß. Man sollte meinen, über einen Menschen, wie dieser Pierantoni ist, sollte nur eine Meinung herrschen. Wenn ihn sein Advokat Barzilai zum Märtyrer verhängnißvoller Eifersucht, die von einem „dämonischen, vampyrartigen Weib“ genährt wurde, machen wollte, so kann man das zur Noth noch begreifen. Das ist leider Rechtsbrauch geworden: für den öffentlichen Ankläger ist der Angeklagte der Teufel, für den Verteidiger ein weißer Engel. Aber auch das bürgerliche Interesse wandte sich dem Angeklagten zu, namentlich das der Frauen aus der bürgerlichen Gesellschaft; und Geschworene und Richter maßten dem Mörder mildernde Umstände bei. Es sei hier gewiß nicht bedauert, daß Pierantoni nicht nach der vollen Schwere des räuberischen Geschehes gestraft wird, sondern es sei nur betont, wie leicht „die Gesellschaft“ sich über das Ende einer „gefallenen Frau“ mit der heuchlerischen Phrase hinwegsetzt: „verdorben, gestorben“. Alpha.

## Kleines Kenilseton.

— Die verschwindenden historischen Fußspuren. Am Genfer See im allehrwürdigen Schloß Chillon, das allsummerlich von so und so viel hundert Engländern und andern Fremden heimgesucht wird, ist eine schauerliche Dinkellammer, wo der edele Bonivard vier Jahre lang in Banden lag und allwo seine Fußspuren deutlich, sehr deutlich zu sehen sind. Es ist ein Heiligthum der Umgegend, besonders der Hotelbesitzer und Fuhrleute. Und nun stellen Sie sich vor, wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben, die Fußspuren, die viel bewunderten, verehrten — sind nicht mehr, d. h. sie waren nicht mehr; denn sie sind mittlerweile wieder zum Vorschein gekommen. Das kam so: Die Aufregung, die sich der ganzen Gegend über das während der Restaurationsarbeiten im Schloße Chillon festgestellte Verschwinden der Fußspuren bemächtigt hatte, veranlaßte den strebsamen Deputatus Paul Bulliet, die Regierung über dieses Ereigniß zu interpelliren. Die Interpellation kam Montag, den 8. November, zur Sprache. Staatsrath Viqueret erwiderte, aus dem Berichte des bauleitenden Architekten gehe hervor, daß diese historischen Fußspuren nicht von Bonivard's Füßen herrühren, daß sie vielmehr jeden Winter mittels einer Eiseuschäufel wieder aufgefrißt wurden, zur Befriedigung der Fremden. Die Reklamationen seien gegenstandslos geworden, da die Spuren sofort nach Einbringen der Interpellation wieder hergestellt worden seien. Mit Genugthuung nahm der Große Rath diese Eröffnungen entgegen, und die Aufregung im Lande wird nun einer verßöhnlichen Stimmung Platz machen. Im nächsten Sommer können die Fremden wieder die historischen Fußspuren mit demselben hehren Schauer betrachten, wie in Verona das Grab Julien's oder beim finstern Schloß am Meere in Helsingör das Grab Hamlet's. —

— Ueber die Lebensverhältnisse in dem Vic-Observatorium auf dem Mount Hamilton in Kalifornien berichtet v. Schweiger-Verdenfeld. Gleich zu Beginn der Thätigkeit des großartigen Observatoriums gestaltete sich der Aufenthalt ziemlich unbehaglich. Die Winter brachten Zustände, welche fast an die Schrecken einer Polarstation erinnerten. Die Häuser der Astronomie- und Beobachtungsgebäude versanken in Schneemassen von 4 Meter Höhe, aufgethürmt von orkanartigen Stürmen, unter deren Anprall 5 Centimeter starke eiserne Stützen wie Holzstäbe zusammenbrachen. Die großen Beobachtungskuppeln froren ein, wodurch der Beobachtungsmechanismus verlagte; die Wege waren ungangbar, aller Verkehr mit der Außenwelt hörte auf. In den Wohnräumen herrschte tagelang, ja durch Wochen, eine Temperatur, welche nicht über den Nullpunkt hinaus zu bringen war, so daß das Wasser auf dem Speisetische gefror und Linsen, wenn sie gewaschen wurden, sich mit einer Eisschicht überzogen. Die Heizung verlagte, weil der Sturm die Kaminflammen 2 bis 3 Meter weit in das Zimmer blies. Zu all dem Schlimmen trat Holzangel ein. Allerdings waren und sind dies nur Episoden, denn drei Viertel des Jahres hindurch herrscht auf dem Mount Hamilton ein fast ungestört heiteres Wetter. Mitunter aber stellen sich auch im Sommer gewisse Bedrängnisse ein. Die Wasserreservoirs wurden trocken, Erdbeben machten die Grundfesten des Observatoriums wanken und fügten ihnen bedenkliche Nisse bei.

### Literarisches.

— Für eine geschichtliche Darstellung der Volkserhebung von 1848 und der damit zusammenhängenden Kämpfe durch Deutschland hat die Deutsche Volkspartei beschlossen, zwei Preise anzusetzen. Die Schrift soll etwa 10 Druckbogen umfassen, der Inhalt geschichtlich zuverlässig klar sein. Die Arbeit ist bis 15. Februar 1898 fertig zu stellen. Der erste Preis wurde auf 1000 M., der zweite Preis auf 500 M. festgesetzt. Der engere Ausschuß der Volkspartei erhält das Publikations- und Verlagsrecht der prämiirten Arbeiten. —

— Das Kuratorium der Bauernfeld-Stiftung (Wien) hat einstimmig beschlossen, Ehrengaben zu je tausend Kronen zu verleihen: Rosegger für sein Werk „Ewiges Licht“, dem Schriftsteller F. J. David für seine Novellenammlung „Frühsein“, der Schriftstellerin Emilie v. Mataja (Emil Marriot) für den Roman „Junge Ehe“, den Dichtern Martin Greif und Detlev v. Liliencron für ihre Leistungen auf dem Gebiete der Lyrik. —

### Theater.

— r. Schiller-Theater. Ein frischer, temperamentvoller Zug ging am Freitag durch die Aufführung von „Wallenstein's Lager“ und der „Piccolomini“. Man hatte sich aus der tristen Energielosigkeit, mit der am 10. November „Wallenstein's Tod“ gegeben wurde, zu gebührender Anstrengung aufgerafft, und ein guter, wohlverdienter Erfolg war das Ergebnis solcher Bemühungen. Die Regie des Schiller-Theaters hat mit rechtem Takt verstanden, die buntbewegten Bilder des Lagerlebens übersichtlich zu gruppiren, ohne daß das fluthende Durcheinander zum leblosen Statuentram wurde. Und auch im einzelnen war alles recht lüchtig. Besonders gefiel uns, daß Herr Schmasow, ein sonst stark zu Uebertreibungen neigender Komiker, den Kapuziner nicht als Hanswurst, sondern nach Gebühr als eisernen Pfaffen gab, der mit Wig und Wortspielen keinerlei leeres Amüsement, sondern eine das Gemüth packende Wirkung ausüben will. Aber auch die Piccolomini wurden besser gegeben, als es nach den wenig er-

frenklichen Leistungen vom Mittwoch erwartet werden durfte. Der Wallenstein des Herrn Patteg war gewiß noch keine Imperatoren-gestalt, aber der Künstler benahm sich doch freier und selbstbewußter als am ersten Abend; Herr Patry als Quiesenberg lehrte mit recht weniger den Höfling, als den scharfzielenden Diplomaten hervor. Die Bankettzene im vierten Akt verlief sehr munter; von dem trunkenen Iso des Herrn Frobose will uns bedünken, daß er etwas zu stark von modern-naturalistischen Vorbildern profitiren wollte. —

### Musik.

— or. Konzerte. Im dritten philharmonischen Konzerte ist von Josef Suk, dem zweiten Geiger des köstlichen „Böhmischen Streichquartetts“, eine Serenade für Streichorchester gespielt worden, in welcher sich neben einem seltenen Reichthum an Harmoniebildungen eine ungewöhnliche poetische Ausdrucksform offenbarte. Die Ueberraschungen, besonders origineller thematischer Erfindung, finden sich zwar in keinem der vier, in blühenden Wohlklang getauchten Sätze, aber die anmuthigen Modulationen der schwärmerischen, heiter graziosen und mild leidenschaftlichen Stimmungen entschädigen dafür in ihrer lebhaft gesteigerten Mannigfaltigkeit und in ihrer, angesichts des tonlich heugigen Streichquartetts, außerordentlich innigen poetischen Veredelmacht. Besonders der 3. Satz, ein in zwei Hauptgesängen durchgeführtes Adagio, bringt das Bild einer von mildem Mondschein übertrahlten Landschaft mit den zartesten Farben einer musikalischen Idylle vor die Seele. Das Publikum bereitete dem anwesenden Komponisten, dessen Bescheidenheit nur von seiner Begabung übertröffen zu werden scheint, eine förmliche Ovation. Im Instrumentalnummern brachte das Programm Beethoven's „Coriolan“-Ouvertüre, deren Wiedergabe die entscheidende innere Energie mangelte, und Schumann's C-dur-Symphonie, deren kontrapunktische Großartigkeit ja fast ohne gleichen dasteht. Kapellmeister Nikisch fand besonders in der melancholischen Größe und sanften Schmerzanklage des Adagio und in dem feurigen Jubel des hinreißend rhythmisirten Finale Gelegenheit, seine geistig stets seßelnde Dirigentenkunst und den Glanz und die feine Schmiegsamkeit seines Orchesters zu zeigen. Die Solistin des Abends war Fräulein Landi, deren so vortrefflich gebildeter Stimme der große Raum zwar nicht die Klangfülle, aber die Seele im Ausdruck zu nehmen scheint. Man kann kaum technisch vortrefflicher und empfindungsreiner Ariens von Fänel und Gluck vortragen hören als von Fräulein Landi, wenn sie in der — Philharmonie diese Stücke singt. — Unter der Leitung des General-Musikdirektors Frey Steinbach eröffnete die Meiningener Hofkapelle ein Zyklus von vier Konzerten, deren Meinertag für ein Brahms-Denkmahl bestimmt ist. Die Intentionen des geschiedenen, einsamen Meisters sind durch nahe freundschaftlich künstlerische Beziehungen dem genannten Kapellmeister wie wenigen offenbar geworden. In der scharfen rhythmischen Kraft, in der möglichst klaren Lösung spröder Brahms'scher Gedankenräthsel und vor allem im Glanze des bis an die äußerste Grenze gesteigerten materiellen Orchesterklanges lebt noch immer der große Geist Bakow's, welcher die Meiningener Hofkapelle einige Jahre unter seine unwiderstehliche Individualität beigte und in seinem Geiste erzog. Nun, Herr Steinbach ist kein Genie wie Bakow, aber er ist ein begehrter und den Stoff unbedingt beherrschender Kapellmeister, welcher sein aus ca. 60 Mann bestehendes Orchester an die energische Sprache seines Stabes meisterlich gewöhnt hat. Eine edle Weichheit und Klangfülle besitzen die Holzbläser, während in der Blechgruppe (besonders in den Hörnern) absolute Verlässlichkeit und bei den Streichern das Verauschende des gesättigten Tones vermißt wird. Das Programm bestand ausschließlich aus Brahms's Arbeiten: Tragische Ouvertüre, Konzert für Violine und Cello mit Orchester (Solisten Jos. Joachim und Rob. Hausmann), Orchester-Variationen über ein Haydn'sches Thema und die erste (E-moll) Symphonie. Nach dem mit überwältigender Intensität gespielten Finale der Symphonie, in welcher die für Brahms so charakteristische spröde Pathetik auch nicht einen Augenblick zu bescheidener Gefühlseinfachheit abschwankt, brach das zahlreiche Publikum in einen geraden enthusiastischen Beifall aus. —

Unter den Einzelkonzerten der Woche muß der Klavierabend des Herrn Konrad Ansförge mit voller Bewunderung erwähnt werden. Die poetischen Anschlagsarten, sein die geistige Wesenheit eines Tonstückes ausschöpfender Kunststern und eine erstaunliche Neoproduktionskraft, welche den Eindruck des eben ursprünglichen Selbstgeschaffenen macht, lassen Ansförge als einen Pianisten bedeutendster Art schätzen. Beethoven's Sonate op. 110, nicht Liszt's pittoreske und erklügelte Sonatenmusik, bildete den rechten großen Rahmen für Ansförge's Künstlerthum. — An Süßigkeit des Tones kommt der Violinist Arigo Serato seinem Ideale Sarasate ziemlich nahe; der Bewältigung des Technischen jedoch fehlt die Nüchternheit, welche das Virtuose nie verdrängt, sondern stets in den Dienst des Kunstwerks stellt. So gelangen Serato die langsamen Gesangsätze aus dem Mendelssohn'schen und Bruch'schen Konzerte recht schön, während die Allegro-Theile von vielen unsauberen Elementen befreit wurden. —

### Erziehung und Unterricht.

— In der Stadt Mühlheim am Rhein wurden während der diesjährigen Herbstferien, ebenso wie im Vorjahre, zur Erholung

und Kräftigung erholungsbedürftiger Kinder Ferienspiele abgehalten. Sie fanden in den Gärten der städtischen Turnhalle und des Schützenhauses statt. Die Zahl der theilnehmenden Knaben und Mädchen belief sich auf etwa 2200. Die Spiele fanden in den drei ersten Wochen viermal wöchentlich statt, und zwar von morgens 8 1/2 bis 11 1/2 Uhr. Gegen 10 Uhr war eine Frühstückspause, in der jedem Kinde ein Glas Milch mit einem Bröckchen verabreicht wurde. Zur Deckung der hierdurch entstandenen Kosten hat die Stadtverordneten-Versammlung den Betrag von 900 M. bewilligt. Zur Ueberwachung der Spiele hatte sich eine Anzahl Lehrer und Lehrerinnen bereit erklärt. Die Kinder wurden in Gruppen eingetheilt, und jede der theilnehmenden Lehrpersonen erhielt eine Abtheilung zugewiesen. Die Knaben trieben mit Vorliebe Ballspiel (Schleuderball, Schlagball, Stehball, Fußball), außerdem Wettlauf, Hinkelkampf, Barlauf etc. Die Mädchen bevorzugten Ringel- und Reigenspiele mit Gesang. Betreffs der körperlichen Kräftigung der Kinder haben die Ferienspiele gute Ergebnisse erzielt. —

**Medizinisches.**

k. Nachweis von Fremdkörpern im Auge durch Röntgen-Photographie. Die Erkenntnis des Sitzes von Fremdkörpern im Innern des Auges ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Fremdkörper im Lid oder in der Hornhaut können ohne weiteres mit bloßem Auge erkannt werden. Sind sie aber in den Glaskörper, die Linse und weiter in das Augen-Innere gedrungen, so ist die Schwierigkeit sehr groß. Die Folgen der Gewaltwirkung am Auge selbst geben gar keinen Anhaltspunkt dafür, ob der Fremdkörper sich noch im Auge befindet, und an welcher Stelle. Die Untersuchung mit dem Augenspiegel verläßt gleichfalls, denn Vorbedingung für dieselbe ist die völlige Durchsichtigkeit der inneren Theile des Auges, welche gerade bei Verletzungen meist durch Blutergüsse oder Gewebs-Veränderungen undurchsichtbar werden. Für eine Reihe von Fremdkörpern, für eiserne oder stählerne Splitter, kann der Elektromagnet die Anwesenheit einer anziehbaren oder anziehenden Masse im Augeninnern feststellen, über den Sitz derselben aber sagt er auch nichts aus. Bei kupfernen Splintern und bei Schrotschußverletzungen jedoch hat man sich mit Eifer der Röntgen-Photographie zugewendet. Gerade hier am Auge aber hatte die Radiographie bisher keinen rechten Erfolg. Man glaubte dies auf die sehr geringe Durchlässigkeit des Auges für die X-Strahlen, auf die große Dicke der umgebenden Schädelknochen beziehen zu müssen und beschränkte sich meist darauf, das Auge von einer Seite zur anderen zu durchleuchten. Diesen Weg hat ein New-Yorker Arzt, Dr. Fridenberg, wie er in der „Deutsch. Med. Wochenschrift“ mittheilt, verlassen. Er ging davon aus, daß wenn das Auge so schwere Schatten im Röntgenbilde giebt, ein im Innern desselben sitzender metallischer Körper nur einen so stärker auffallenden Schatten ergeben müßte, und durchleuchtete das Auge in seinem ganzen Durchmesser von vorn nach hinten. Durch eine sinnreiche Anordnung gelang es ihm, bei einer Schrotschuß-Verletzung beider Augen durch Kombination eines Profil- und Enface-Bildes nachzuweisen, daß links 5, rechts 2 Schrotkörner saßen, die aber alle das Auge durchschlagen hatten und in den Weichtheilen zwischen Auge und Schädelknochen gelegen waren. In dem vorliegenden Falle konnte die Röntgen-Photographie die Behandlung nicht fördern, da die mehrfachen Zerreißen des Augeninnern beim Durchschlagen die Sehschärfe fast vollkommen vernichtet hatten. In anderen Fällen aber wird die genaue Erkennung des Sitzes fremder Körper im Auge durch die Röntgen-Photographie die Herausförderung derselben ermöglichen. —

**Aus dem Thierleben.**

— Den „Hensburger N.“ schreibt man: Bei einem jüngst unternommenen weiteren Spaziergang wurde Schreiber dieser Zeilen Zeuge eines interessanten Thierkampfes. In einer Entfernung von ungefähr 200 Schrittlängen lief ein nicht ganz ausgewachsener Hase auf einer größeren Koppel an mir vorüber, als ich auch plötzlich über mir ein heftiges Mauschen vernahm. Kaum hatte ich meinen Blick nach oben gerichtet, so schoß ein Habicht auf den Hasen nieder und schlug seine Krallen in dessen Weichen. Der Hase fiel nieder und fing laut an zu klagen. Mit aller Gewalt suchte er sich wieder zu erheben und den Habicht abzuwerfen. Er schlug mit den Hinterläufen aus, schnellte den Leib mit größter Anstrengung empor. Er vermochte aber nicht, sich von der Last zu befreien, der Habicht breitete seine Flügel über ihn und versuchte, ihn mit seinen Krallen und mit seinem Schnabel zu verwunden und zu betäuben. Der Kampf war hart. Zuweilen lösten sich vom Pelzrock des Hasen kleine Wollfetzen, die Krallen des Habichts glitten nieder, aber von neuem wurden sie in des Hasen Leib getrieben. Ich stand im Begriff, hinzueilen, um unserem Freund Lampe Befreiung und Rettung zu bringen, als eine neue Erscheinung mir zu Gesicht trat. Mit lautem Feldgeschrei kamen mehrere Krähen geflogen. Die Klageböne des Hasen waren zweifellos an ihr scharfes Gehör gedrungen und ihr weitsehwefender Blick hatte gewiß aus der Ferne diese Kampfesene entdeckt. Muthvoll griffen sie den Habicht an. Mehrere Meter hoch erhoben sie sich über ihn und stürzten nun mit Schnabelhieben auf ihn ein. Der Habicht leistete tapfer Gegenwehr, indem er sich zurückbog und den Angriffen mit schnellen, kräftigen Flügelschlägen wehrte. Die Stellung unseres Raubvogels wurde nun recht schwierig. Mit Verzweiflung

krallte er sich an dem armen Hasen fest, während er unermüdblich mit dem Schnabel bald nach diesem, bald mit dem abwehrenden Fang nach den Krähen schlug. So tobte der Kampf bunt durcheinander. Wollhaare des Hasen und Federn der Krähen stoben umher. Endlich sah sich der Räuber besiegt; er ließ den Raub fahren, und mit gewaltigem Flügelschlag erhob er sich in die Luft. Die Krähen aber, noch nicht zufrieden mit ihrem Sieg, verfolgten den fliehenden Feind unter stets erneuten Angriffen. Der Fliehende dachte nicht mehr an Widerstand, sondern suchte außerhalb ihres Bereiches zu kommen. Endlich lehrten die Krähen einzeln zurück nach dem Kampfplatz, vielleicht um den „Geretteten“ für sich zu „retten“. Er aber hatte sich unterdessen seitwärts in die Büsche geschlagen. —

**Humoristisches.**

— Ein überaus komischer Zwischenfall ereignete sich unlängst in dem dichtbesetzten Wagen für Nichtraucher des Zuges Baar-Mosheim. Während der Fahrt — der Zug hatte eben Mosheim verlassen — erscholl plötzlich aus zartem Frauenmunde der ängstliche Ruf: „A Schlang! a Schlang!“ Sämmtliche Passagiere sprangen entsetzt in die Höhe und drängten sich nach der Ecke, welche von dem Ungeheuer am weitesten entfernt war. Die Bestie schien hierdurch muthig zu werden; denn in lähnen Bindungen stürzte sie auf die furchtjam Zurückweichenden zu. Bald befanden sich alle weiblichen Fahrgäste auf den Sitzbänken stehend und heulten und quietschten, während die im Wagen anwesenden Herren (ein Schnarcher ausgenommen) mit Stöcken und Regenschirmen auf das gefährliche Reptil losschlugen. Durch den Krach wurde der Schnarcher aus seinen süßen Träumen ausgerüttelt. Nachdem er sich die Augen gerieben, wurde auch er der Bestie ansichtig. Er holte gefassen einen unter seinem Sitze stehenden Korb hervor, warf einen Blick in denselben und rief dann mit donnerähnlicher Stimme: „Halte d'Schnurze mit eurem Gebrüll, es'ech jo min großer Dol (Mal), wie i denne Norje zur Gvernahn uff Markt kauff hab.“ Mit diesen Worten faßte er die „Schlange“ beim Widel, setzte sie wieder in den Korb, und unter allgemeiner Heiterkeit nahmen die Reisenden ihre Plätze wieder ein. —

— Einen tüchtigen aber etwas groben schwäbischen Arzt zog einmal eine norddeutsche Frau wegen ihres brustkranken Töchterchens zu Rathe. Leberthran war als Heilmittel verordnet, und auf die Frage der Mutter, ob sie wohl auch stets ganz frischen Stoff bekommen werde, erhielt sie die Antwort: „Ja, höret Se, moinet Sia denn, wege Ihrem Mädle dhä' der Apotheker J. drübe alle vierzeh' Tag en Balsisch mehge?“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Ein sonderbares Thier. Im „Nachrichtenblatt und Anzeiger für Johannegeorgenstadt und Umgegend“ (Nr. 130) ist zu lesen: „Im Ritteraal des Schlosses Burgt sieht man in einem Glaskasten einen steinernen Hund, welcher in einem alten Gemäuer einmal gefunden und wahrscheinlich bei Erbauung dieses Gebäudes lebendig vermauert worden ist.“ —

— Aus Altrip (Pfalz) wird gemeldet: Als hier die Seiltänzertruppe Frank ihre Vorstellungen gab und gerade der 19-jährige Sohn mit seiner 17-jährigen Schwester über ein hochgespanntes Seil lief, brach der Flaschenzug, der dieses hielt und die Geschwister stürzten ab. Ihre Verletzungen sind so schwer, daß nur wenig Hoffnung auf Erhaltung des Lebens vorhanden ist. —

— Die „Westf. Volksztg.“ meldet die Entdeckung einer über den ganzen westfälischen Industriebezirk verbreiteten Falschmünzer-Gesellschaft. Bisher wurden 54 Mitglieder verhaftet. Die Werkstätte befand sich in Essen. —

— Die Erdbeben im Vogtlande und Böhmen dauern immer noch an. Am Donnerstag wurden auch in Waldsassen (Oberpfalz) starke Erdstöße verspürt. —

— In Wien schoß sich der Lektor an der Universität Max Gumplovicz wegen ver schmähter Liebe eine Kugel in den Kopf und verwundete sich schwer. Max Gumplovicz ist ein Bruder des in Berlin bekannten Ladislaus Gumplovicz. —

— Die Aula der Wiener Universität war am Sonnabend Vormittag der Schaulust lärmender Austritte zwischen Studenten, welche Hochrufe theils auf Lueger, theils auf Wolf ausbrachten; die Rampe des Universitätsgebäudes wurde durch Polizeimannschaft besetzt. Vor dem Gebäude sammelte sich eine zahlreiche Menge Neugieriger an. —

— Aus Palermo wird gemeldet: Die Entdeckung von drei Leichen in einem Brunnen in der „Arenella“ soll auf die Spuren einer großen in der Umgegend von Palermo verbreiteten Verbrecherbande geführt haben, der etwa vierzig schwere Verbrecher, die im Laufe der letzten drei Jahre begangen sind, zuzuschreiben seien. Der Führer der etwa 100 Mann starken Bande sei ein Gastwirth Dalba, der seit dem 12. Oktober spurlos verschwunden ist. —

— Der König von Belgien will in Marokko, an der Küste bei Tanger einen „großartigen Winterort für die vornehme europäische Welt“ gründen. —

— Bei den Ueberschwemmungen in der Umgegend von Valencia (Spanien) sind 15 Personen umgekommen. —

c. a. Die Legislatur des nordamerikanischen Staates Georgia hat ein Gesetz votirt, welches das Fußballspiel streng verbietet. —